

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
Band: 117 (2021)
Heft: 1

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen Comptes rendus de livres

Barton, Gregory A.: The Global History of Organic Farming.

Oxford: Oxford University Press, 2018, 256 S.

Wiewohl in Debatten über die ‹Agrarwende› ins Licht der Aufmerksamkeit gerückt, kommen Ökolandbau, Biolandwirt*innen und -konsument*innen als Gegenstände der Europäischen Ethnologie nicht allzu oft vor. Wird ‹Bio› thematisiert, dann zuletzt etwa mit Blick auf die Bedeutung des Bodens bei Identitätskonstruktionen von Landwirt*innen,¹ unter dem Gesichtspunkt von ‹Assembling ‹Good Food››² oder mit Fokus auf die Pionierinnen der Ökolandwirtschaft.³ Dabei verweist der

Beitrag von Spieker et al. darauf, dass der Ökolandbau eine Geschichte hat, und zwar nicht nur eine deutschsprachige, sondern eine internationale. Tatsächlich wurde die Ökolandwirtschaft, die sich in unterschiedliche Konzepte gliedert, nicht an einem Ort ‹erfunden›, sondern von unterschiedlichen Akteur*innen an verschiedenen Orten angedacht, proklamiert, experimentell ausgelotet, verwissenschaftlicht und professionalisiert. Diese Einsicht hat bereits vor Jahren zu Ansätzen einer internationalen Historiografie alternativen Landbaus geführt – etwa in Gestalt eines Sammelbandes,⁴ der die globale Dimension des Phänomens (Ideenaustausch, Kolonialgeschichte, Netzwerke) allerdings eher erahnen lässt als systematisch herausarbeitet. Vor diesem Hintergrund hat eine Monografie zur globalen Geschichte der organischen Landwirtschaft, wie sie der

1 Wahlhütter, Sebastian; Vogl, Christian R.; Eberhart, Helmut: Soil as a key criteria in the construction of farmers' identities: The example of farming in the Austrian province of Burgenland. In: Geoderma. The Global Journal of Soil Science 269 (2016), S. 39–53.

2 Richter, Marcus: Imagination and Beyond: Assembling ‹Good Food› in Biodynamic Agriculture. In: Silke Bartsch, Patricia Lysaght (Hg.): Places of Food Production. Origin, Identity, Imagination. Frankfurt am Main 2017, S. 157–168.

3 Spieker, Ira; Inhetveen, Heide; Schmitt, Mathilde: Der andere Landbau – das andere Denken – das andere Geschlecht. In:

Nikola Langreiter et al. (Hg.): Wissen und Geschlecht. Beiträge der 11. Arbeitstagung der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Wien 2008, S. 64–82.

4 Lockeritz, William (Hg.): Organic Farming. An International History. Wallingford, Cambridge, MA 2007.

Titel von Bartons Buch verspricht, noch gefehlt. Des Rezensenten Misstrauen keimte jedoch auf, als er des relativ geringen Textumfangs des Buches (diesseits von Bibliografie und Index bleiben 203 Seiten) gewärtig wurde. Und so viel schon jetzt: Die Lektüre sollte Irritationen auslösen.

Eingangs definiert Barton – Historiker an der Western Sydney University – «organic farming» als Wirtschaftsweise, die auf ökologische Prozesse vertraue, um den Einsatz chemischer Dünge- und Schädlingsbekämpfungsmittel zu minimieren oder zu ersetzen. Eine Wirtschaftsweise, getragen von einer Bewegung, die es kritisch zu würdigen gelte – von ihren Anfängen bis in die jüngste Vergangenheit. Angelegt wird eine Erfolgsgeschichte, in deren Verlauf die Akteur*innen vom «outsider»-Status zu «mainstream acceptance in the 1980–90s» gelangt seien (S. 1 f.).

Richtig erkennt Barton, dass sich die Entstehung organischer Landwirtschaft nicht auf eine einzige Einsicht zurückführen lässt, weshalb sich die Geschichte der «organics» als verknäultes Gebinde interagierender Kräfte darstelle (S. 2). Dies hält den Autor aber nicht davon ab, die «globale» Geschichte der organischen Landwirtschaft im Sinne eines «Stammbaums» zu erzählen, dessen Wurzelstock der britische Kompostpionier Sir Albert Howard (1873–1947) bildet. Entsprechend wird deren «main trunk» in Grossbritannien «and its imperial outposts» verortet, wohingegen vergleichbaren Ansätzen in der Restwelt lediglich die Rolle von «offshoots» zugeschrieben wird (ebd.).

Knapp skizziert Barton Landwirtschaftsweisen vorindustrieller Epochen, verdeutlicht, dass diese, wenn überhaupt, eher zufällig «nachhaltig» angelegt gewesen seien (S. 3 f.), und kommt dann auf die «agricultural revolution» zu sprechen, die in England, Flandern und Deutschland im 18. Jahrhundert in Gang gekommen und von anhaltender Ertragssteigerung gekenn-

zeichnet sei (S. 5). Geschickt werden dabei unterschiedliche Ebenen historischer Entwicklungsgänge in verschiedenen Regionen verknüpft – Stadtwachstum, steigende Nachfrage nach Lebensmitteln, agrarpraktische Strategien der Ertragssteigerung, Struktur des Landbesitzes, Entwicklung der Geldwirtschaft und Geschichte agrotechnischer Innovationen. So wird auf wenigen Seiten (S. 6–9) klar, wie im Zusammenwirken verschiedener Faktoren jene Agroindustrie entstanden ist, der Agrarreformer*innen schliesslich Alternativen gegenüberstellten. Letzteres geschah freilich nicht eruptiv, sondern auf Basis eines aus verschiedenen Denktraditionen errichteten Fundaments. Zu Recht verweist Barton auf die Philosophie des «law of return», die sich in Guano- und Poudrettedüngung abbildete (S. 9–12). Zu Recht widmet er Ökologie, Holismus und «desiccation theory»⁵ Aufmerksamkeit (S. 12–18). Zu Recht wird «the cultural soil of organic farming» verhandelt: Agrarismus, Agrarromantik und Diskurse über gesunde Ernährung (S. 20–39).

Irritierend wird es, wenn Barton auf Rudolf Steiner als Vordenker der biologisch-dynamischen Landwirtschaft zu sprechen kommt (S. 39–45). Weniger weil Koberwitz (heute Kobierzyce), der Ort, an dem Steiner 1924 seine agrarprogrammatischen Vorträge hielt, von Niederschlesien (Dolny Śląsk) nach Westfalen verlegt wird (40)⁶ und nicht weil Barton Steiner kritisch sieht (wofür es gute Gründe gibt). Vielmehr weil Steiner wie auch das im folgenden Kapitel verhandelte lebensreformerische

5 Theorie, wonach es infolge von Austrocknung zur Schrumpfung der Böden komme.

6 Steiner, Rudolf: Geisteswissenschaftliche Grundlagen zum Gedeihen der Landwirtschaft. Landwirtschaftlicher Kurs. Acht Vorträge, eine Ansprache und vier Fragenbeantwortungen, gehalten in Koberwitz bei Breslau vom 7. bis 16. Juni 1924, und ein Vortrag in Dornach am 20. Juni 1924. 8. Auflage, Dornach 1999 (Rudolf-Steiner-Gesamtausgabe 327), Titelei (Hervorhebung P. H.)

«German biological farming» (S. 45–48) der *Vorgeschichte* von «organic farming» zugeordnet werden und damit eine bislang unüblich (harte) Grenze zwischen (organic) und (biologisch) gezogen wird, für die der Autor lediglich die auf einem (!) Literaturverweis fussende Begründung parat hat: «Biological farming [...] connotes less a precise protocol for the organic method and signals instead life found in the soil that should be cultivated in a sustainable fashion» (S. 47).⁷ Bedenkt man, dass Steiner (wie etliche der frühen (Bios)) exakt forderte,⁸ was der Autor eingangs als definitorisches Kriterium für (organic farming) dartut, so drängt sich der Eindruck einer willkürlichen Ausgemeindung auf. Und dieser Eindruck erhärtet sich, weil man feststellt, dass sich Barton unkritisch auf Autor*innen (zum Beispiel Paull, Treitel) bezieht, die diese Ausgemeindung *nicht* vornehmen, ohne darzulegen, weshalb er deren Sicht des Naheverhältnisses von Biodynamie, lebensreformerischem (Bio) und (organics) nicht teilt.

Richtig ist, dass sich Steiner nicht (naturwissenschaftlich), sondern esoterisch mit Landwirtschaft befasste (S. 41 f.). Richtig ist, dass die biodynamische Wirtschaftsweise erst von Steiners Epigon*innen zur praktikablen (Methode) entwickelt wurde. Richtig ist, dass sich diese auf Howard bezogen und den esoterischen Überbau der biodynamischen Landwirtschaft auf die Basis der (naturwissenschaftlich fundierten) Idee vom Stoffkreislauf (Kompost) stellten (S. 44). Unstrittig ist auch, dass

diese Wirtschaftsweise (wie die der (Bios)) im (grünen Flügel) der NSDAP Anklang fand (S. 43). Insofern sich hieraus Gründe für eine scharfe Trennung zwischen (biologisch) und (organisch) ableiten lassen, würden diese vielleicht nicht alle Lesenden überzeugen, wohl aber könnte die Trennung nachvollzogen werden – würde sie nur entsprechend erklärt. Im Ergebnis ist es jedenfalls schade, dass sich Barton mit der Aussonderung deutschsprachiger (Bio)-Pionier*innen die Chance vergibt, die facettenreiche globale Geschichte der Alternativlandwirtschaften in ihren Wegen und Irrwegen, Korrespondenzen, Vernetzungen und Rivalitäten synthetisiert zur Darstellung zu bringen.

Schliesslich kommt der Autor zu seinem eigentlichen Anliegen: der Hommage an Howard, dessen Werdegang auf mehr als 70 Seiten facettenreich ausgebreitet wird: Howard, Sohn eines Landwirts, «grew up with a romantic attachment to folkways» (S. 50) in Shropshire und sei in seinen Vorstellungen vom idealen Bauernhof durch Kindheitserfahrungen geprägt worden, ehe er, agrarwissenschaftlich qualifiziert, akademische Positionen in Mykologie und Botanik bekleidet habe, unter anderem am Harrison College in Barbados und am Imperial Department of Agriculture for the West Indies. Seinen eigentlichen Platz jedoch sollte Howard am Institute of Plant Industry in Indore (Indien) finden, wo er gemeinsam mit seiner ersten Frau Gabrielle (1875–1930) forschte und experimentierte und die «Indore method» der Kompostbereitung entwickelte. Letzteres aber nicht aus ökologischen oder gesundheitlichen Motiven, sondern um der finanzschwachen Landbevölkerung kompostbasierte Düngung als kostengünstige Alternative zu synthetischem Dünger aufzuzeigen (S. 92). Dass Howard gleichwohl zum Pionier organischer Landwirtschaft geraten sollte, liege primär an seiner im und nach dem Zweiten Weltkrieg

7 Barton verweist auf Treitel, Corinna: *Artificial or Biological? Nature, Fertilizer, and the German Origins of Organic Agriculture*. In: Denise Philips, Sharon Kingsland (Hg.): *New Perspectives on the History of Life Sciences and Agriculture*. Cham 2015, S. 183–203. Richtig tragfähig scheint der Verweis nicht.

8 Paull, John: *Attending the first organic agriculture course: Rudolf Steiner's Agriculture Course at Koberwitz 1924*. In: *European Journal of Social Sciences* 21/1 (2011), S. 64–70.

erfolgten Reinterpretation seines Wirkens und an der Öffentlichkeitsarbeit seiner zweiten Frau Louise (1880–1969) (S. 99). Die Lektüre der Würdigung Howards, die über bisher Bekanntes hinausführt und die von Spieker et al.⁹ beleuchteten Rollen seiner beiden Frauen nicht unterschlägt, ist erhellend, zumal deutlich wird, dass auch der Naturwissenschaftler Howard nicht frei von agrarromantischen Einflüssen war und seine Rolle erst spät als die eines Pioniers der Alternativlandwirtschaft interpretierte. Allzu gerne würde man hier auch etwas darüber lesen, wie die koloniale Agrarbevölkerung auf Howard und die von ihm propagierte Kompostwirtschaft reagierte, bezog sich diese doch auf deren Alltagswirklichkeiten und sollte diese «optimieren» helfen.

Als erhellend erweist sich auch die Lektüre des Kapitels, in dem Barton die verbreitete Vorstellung hinterfragt, wonach vormodernem fernöstlichem Wissen zentrale Bedeutung in der Geschichte der Ökolandwirtschaft zukomme (S. 80–85). Hier verhandelt der Autor auch die Rolle des Bodenforschers Franklin H. King (1848–1911) und seine durch Fernostreisen inspirierte Idealvorstellung von einem Stoffkreislauf auf Basis aller organischen Abfälle (S. 83 f.). Dabei stimmt der Rezensent mit Barton darin überein, dass Kings Einfluss auf spätere Agrarreformer*innen kaum überschätzt werden kann und man über Kings Reiseerfahrungen, naiv-romantische Asienbegeisterung und deren Einfluss auf seine als «naturwissenschaftlich» anerkannte Arbeit gerne mehr wüsste als bisher bekannt (S. 83). Zugleich stellt sich jedoch die Frage, weshalb King, der Anfang des 20. Jahrhunderts die später eingetretenen Probleme der «konventionellen» US-Landwirtschaft – «Erschöpfung» und Erosion der Böden – prognostizierte, nicht entlang seiner Schriften und der verfügba-

ren Literatur etwas ausführlicher und dort abgehandelt wird, wo die Vorgeschichte der organischen Landwirtschaft dargetan wird.

Die weitere Geschichte, wie sie Barton erzählt, ist die einer Diffusion organischer Landwirtschaft in weiten Teilen der Welt vor dem Hintergrund von Diskussionen über DDT¹⁰ und Carsons *Silent Spring*,¹¹ einer Professionalisierung der Anbaumethoden und der Anerkennung der Alternativlandwirtschaften im Kontext der Gesetzgebung in verschiedenen Wirtschaftsräumen (S. 156–201). Diese Entwicklung konnte zwar schon vor Bartons Buch nachvollzogen werden, wenn auch nicht unbedingt in einer unterschiedliche Weltregionen integrierenden Zusammenschau. Leider unterlässt es Barton, danach zu fragen, wie sich die Globalisierung der Ökolandwirtschaft im Zusammenwirken unterschiedlicher Faktoren – Landbesitz, Wissenstransfer, Welthandel, sozialer Wandel etc. – in unterschiedlichen Teilen der Welt in den letzten Jahrzehnten abbildete. Dergleichen im Detail auszuarbeiten, Kulturkontakte und Kulturkonflikte in diesem Zusammenhang zu diskutieren, mag keine originär historiografische Aufgabenstellung sein; dies jedoch zumindest anzusprechen durchaus. Schliesslich hat der Bioboom in Wohlstandsregionen des globalen Westens und Nordens dazu geführt, dass auch Akteur*innen der Alternativlandwirtschaft in Verbindung mit fragwürdigen Praxen von «land grabbing» gebracht worden sind.¹² Dies aufzugreifen wäre schon deshalb geboten, weil Barton Kehrseiten des Erfolgs alternativer Landwirtschaften zu erahnen scheint, wenn er in einem Ausblick auf die Zukunft Konzentrationen beklagt, die weniger Raum für kleine Produzent*innen

10 Dichlordiphenyltrichlorethan: seit den 1940er-Jahren eingesetzt und in den 1970er-Jahren in vielen Ländern verbotenes Insektizid.

11 Carson, Rachel: *Silent Spring*. Boston 1962.

12 Jentzsch, Christian: *Die Bio-Illusion – Massenware Ökosiegel*. Dokumentation, Arte TV, 2014.

9 Spieker/Inhetveen/Schmitt (Anm. 3).

liessen, und feststellt, dass «the cultural ethics that gave birth to the movement may continue to fade or, worse, increasingly be manufactured into slogans and images that have reality only in marketing» (S. 202).

Wie eingangs festgestellt ist Bartons Buch ein kompaktes. Dies hat den Vorteil, dass man es, Interesse an der Sache vorausgesetzt, nicht nur «quer», sondern ganz liest und dabei den «roten Faden» nie verliert. Allerdings hat dies den Nachteil, dass einzelne Aspekte zu kurz kommen oder ausgeblendet bleiben. Welche dies sind, lässt sich erahnen, wenn man die beiläufigen Bemerkungen über den von «westlicher» Agrarromantik beeinflussten Gandhi und seine Parteinahme für die «rural economy» in ihrem Verhältnis zu den Denkweisen anderer Bevölkerungsgruppen im Indien zu Gandhis Zeiten liest (S. 48) und sich fragt, ob dieser Aspekt nicht der Vertiefung bedurft hätte, um die mutmasslich komplexe soziale Gemengelage rund um Howards Wirkungsstätte in Britisch-Indien zu verdeutlichen. Aber vielleicht ist dies zu viel der Erwartung. Vielleicht ist überhaupt die Erwartung einer synthetisierenden «global history» der Alternativlandwirtschaft zu hoch. Diese Erwartung jedoch weckt der Titel «The global history of organic farming» (Hervorhebung P. H.). Dass die Würdigung Howards bereits «A global history» ergeben hätte, ist angesichts von Howards Mobilität unstrittig, und einem Buch, dessen (Unter-)Titel signalisiert, primär Howard würdigen zu wollen, könnte man verzeihen, dass andere Aspekte unterbelichtet bleiben. Unverständlich bleibt, dass Barton, der Kings Bedeutung für die Vorgeschichte der Alternativlandwirtschaften für unüberschätzbar hält, den asienbegeisterten Bodenforscher nur randständig thematisiert. Auf den ersten Blick noch unverständlicher ist, dass Baron Walter Northbourne (1896–1982) nicht erwähnt wird, der den Terminus «organic farming» 1940 als Antonym zu

«chemical farming» in *Look to the Land*¹³ benutzt hat und von Paull als Schöpfer des Begriffs dargestellt wird.¹⁴ Der nähere Blick jedoch offenbart: Sprache Barton über Northbourne, so müsste er auch über Querverbindungen zwischen «organics» und «biodynamics» sprechen: Paull zufolge besuchte Northbourne nämlich 1939 den «Biodynamiker» Ehrenfried Pfeiffer (1899–1961) in der Schweiz und organisierte wenige Wochen vor Kriegsausbruch auf seinem eigenen Gut die Betteshanger Summer School, in deren Verlauf Pfeiffer britischen Landwirt*innen die Biodynamie vermittelte.¹⁵ Und: Wenn Northbourne Urheber des Begriffs «organic farming» ist, dann ist die Begriffsschöpfung eingefasst in eine ins Englische übertragene von Steiner geprägte Rhetorik: Letzterer sprach in Koberwitz unter anderem vom Bauernhof als «Organismus»,¹⁶ Northbourne unter anderem von der Farm als «living whole» und von «balanced organic life».¹⁷

Wie schreibt Barton doch am Anfang: «It is not possible to identify any single intellectual cause of organic farming. Instead its roots reveal a *tangled skein of interacting forces.*» (S. 2, Hervorhebung P. H.) Diese in die Metapher des «verknäulten Gebindes» gefasste Einsicht, wonach innerhalb der Geschichte der Alternativlandwirtschaft viele mit vielen in vielschichtigen Beziehungen standen, hätte zu mehr führen können als zu einem «Heldenepos» über Albert Howard.

PETER F. N. HÖRZ

13 Northbourne, Walter E.: *Look to the Land*. London 1940, S. 103.

14 Paull, John: Lord Northbourne, the man who invented organic farming, a biography. In: *Journal of Organic Systems* 9/1 (2014), S. 27–41.

15 Paull, John: The Betteshanger Summer School: Missing link between biodynamic agriculture and organic farming. In: *Journal of Organic Systems* 6/2 (2011), S. 13–26.

16 Steiner (Anm. 6), S. 202.

17 Northbourne (Anm. 13), S. 99 und 97.

Georget, Jean-Louis, Christine Hämmerling, Richard Kuba und Bernhard Tschofen (Hg.): Wissensmedien des Raums. Interdisziplinäre Perspektiven.

Zürich: Chronos, 2019 (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur 23), 304 S., Ill.

Es ist die zweite Buchpublikation des deutsch-französischsprachigen Netzwerkes *Saisir le terrain / Terrain und Kultur* von Forschenden aus Ethnologie, Soziologie, Geografie und Kulturwissenschaft. Führend ist Jean-Louis Georget, der auch gleich den ersten Aufsatz beisteuerte, und es ist Bernhard Tschofen, der die Einleitung zu diesem 23. Band der *Zürcher Beiträge zur Alltagskultur* schrieb. Er holt zu einem weiten Bogen aus, um die insgesamt dreizehn Studien in ihrem thematischen Zusammenhang zu zeigen. Es geht um Raum und Wissen oder Wissen und Raum, und dies innerhalb verschiedener Fächer und Studienfelder. Zwar spielen ältere Vorstellungen eine wichtige Rolle, aber es geht vor allem um den technischen Fortschritt in den letzten dreissig Jahren, seit Medien eine allgegenwärtige Präsenz entwickelten und unsere Wahrnehmung von Raum grundlegend veränderten. Raum ist hier nicht im Wortsinn eine Räumlichkeit, sondern eine mentale Grösse, die auf verschiedene Weise konkretisiert werden kann.

Eine Karte ist ein zweidimensionales Medium, auf das zum Beispiel ein dreidimensionales Objekt wie ein Dorf inmitten der österreichischen Alpenlandschaft eingetragen wird. Dabei geht es darum, die Gefährdung durch Lawinenabgänge auf den umliegenden Hängen im «Gefahrenzonenplan» (GZP) durch rote und gelbe Linien zu markieren. Grüne Linien für ungefährdetes Gebiet gibt es nicht. Ausserhalb der markierten Gebiete sind auch Lawinen möglich, die nur alle paar Jahrhunderte zu Tal donnern, aber umso zerstörerischer sind. Der GZP liefert die Grundlage für die Erschliessung von Bauland: eine heikle An-

gelegenheit, die das sogenannte Lawinenwissen der Dorfbevölkerung voraussetzt. Raum und Wissen ergänzen sich.

Der *Sprachatlas der deutschen Schweiz* (SDS, 1939–1977), Rudolf Hotzenköcherles epochales Werk, verzeichnet auf den Karten die Beispielwörter der Gewährsleute in Form von Symbolen, um die Übersicht zu wahren. So entstehen dialektale Räume. Die heutige Mobilität verändert nicht nur den Inhalt (die Ausdrücke), sondern auch den Raum, wo die dialektalen Ausdrücke vorkommen. Dieser Veränderung von Raum und Wissen trägt das SNF-Projekt *Länder* (2012–2017) Rechnung. Beide Kartenwerke zeigen: Sprache lässt sich sichtbar machen.

Ein weiteres Beispiel dafür, wie Raum und Wissen zusammenspielen, ist der Beitrag über das Museum Europäischer Kulturen – Staatliche Museen zu Berlin. Er zeigt, wie Inventarbücher und Kataloge auf Papier Raum schaffen. Es entstehen Regionen, repräsentiert durch Trachten. Während im 19. Jahrhundert nach dem Prinzip der Herkunft (Bayern, Thüringen etc.) inventarisiert wurde und man Einzelteile durch Nummern und Buchstaben als zusammengehörig kennzeichnete, wurde 1935 das Trachtenensemble aufgelöst und nach Kategorien abgelegt: Schürzen zu Schürzen, Schuhe zu Schuhen etc. Da das Museum aber weiterhin regionale Trachten ausstellen wollte, entstanden aus den vielen Einzelkarten mit Büroklammern zusammengeheftete Karteikartengruppen, die die benötigten Einzelstücke zusammenzuführen und so eine Trachtengruppe zusammenzustellen erlaubten. Gemeint ist, dass erst der spezifische Umgang mit der Inventur dem Wissen um Herkunft, Ort und Zeit Raum gab für das Sichtbarmachen der für das Museum relevanten Regionen. Heute sind Querverbindungen am Computer ein Kinderspiel, aber interessanterweise halten sich auch in der digitalen Abspeicherung Liste, Katalog und Karteikarte als mentale Ordnungsgrössen, die es zu vernetzen gilt.

Landkarten aus Asien waren ganz anders zentriert als Landkarten aus Europa. Landkarten spiegeln die Welt aus der Sicht ihrer Schöpfer. Eigentlich eine Selbstverständlichkeit und doch eine schöne Überraschung, wie der Beitrag von Jean-Louis Georget zeigt. Fotografien waren das Medium, mit welchem die Ethnologie sich Wissen und Raum schuf. Fremde Völker und ihre Sitten und Gebräuche wurden dokumentiert, handwerkliche Skills im Arbeitsprozess festgehalten, damit ihr Lebensraum sichtbar gemacht. Die Fotografie löste die Malerei ab, die fotografische Ausstellung in Museen galt als glaubwürdig und erlaubte den Betrachtenden, sich in ferne Welten zu versetzen, ohne selber unbedingt hinreisen zu müssen. Heute wird der Zusammenhang mit der Kolonialzeit sehr viel bewusster und kritischer betrachtet als zur Zeit der Aufnahmen.

Nachbarschaft im städtischen Raum wird mithilfe von Erving Goffman untersucht, dessen Werk aus der Mitte des 20. Jahrhunderts spannende Einblicke in zwischenmenschliche Beziehungen in einem dualen Raum erlaubt. Die Untersuchung betrifft das Quartier Klarendal in Arnheim (NL) und ist auf Englisch geschrieben. Zum Schluss müssen wir uns der brutalen Wirklichkeit stellen, welche das Mittelmeer für Flüchtlinge bedeutet. Ein Flüchtlingsboot verliert neunzig Prozent seiner menschlichen Fracht, weil das Gesetz der unbedingten Hilfeleistung für Schiffe in Seenot nicht befolgt wird. Und es ist nicht das einzige Beispiel. Nur Sklavenschiffe vom 17. bis zum 19. Jahrhundert hatten ähnliche Verluste zu verzeichnen, wenn Kapitän und Mannschaft sich in eine prekäre Lage ohne Trinkwasser manövriert hatten.

Das Buch schliesst mit Abstracts in Französisch und in Englisch sowie mit einem kurzen Porträt der namhaften Autorinnen und Autoren.

PAULA KÜNG-HEFTI

Groth, Stefan, Sarah May und Johannes Müske (Hg.): Vernetzt, entgrenzt, prekär? Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Arbeit im Wandel.

Frankfurt am Main: campus, 2020 (Arbeit und Alltag), 304 S.

Der Sammelband *Vernetzt, entgrenzt, prekär?*, der auf die 18. Tagung der dgv-Kommission Arbeitskulturen im September 2018 zurückgeht, hat zum Ziel, die vielfältigen Verhandlungen zu Prozessen der Vernetzung, Entgrenzung und Prekarisierung von Arbeit aus empirisch-kulturwissenschaftlicher Sicht aufzuzeigen. Der Schwerpunkt der Tagung und des Bandes liegt auf den tiefgreifenden Wandlungsprozessen in der alltäglichen Arbeitswelt (S. 9), mit speziellem Fokus auf Arbeit im Wandel und in gesellschaftlicher Diskussion (S. 10). Dies geschieht entlang aktueller Forschungsinteressen des Faches, auch in Reflexion der thematischen Entwicklungen der dgv-Kommission Arbeiterkultur respektive Arbeitskulturen vor dem Hintergrund der Kommissionsjubiläen 2018 und 2019 (S. 10). Die Perspektiven von AlltagsakteurInnen auf die Veränderungen von Arbeit und die gesellschaftlichen Verhandlungen von Prozessen des Wandels ziehen sich durch jeden Beitrag des Sammelbandes (S. 12). Im Zentrum stehen Fragen nach Leitbildern, Bedeutungen, Wissensaushandlung und Zukunftsszenarien der AkteurInnen.

Wie genau aber Arbeitskulturen im Wandel sichtbar werden, wie der Wandel produziert und repräsentiert wird, sind Fragen, denen sich die AutorInnen aus verschiedenen Perspektiven in dem hier vorliegenden knapp 300 Seiten starken Sammelband widmen. Die Beiträge sind thematisch geordnet. Die fünf Teile des Bandes beschäftigen sich mit den Themen «Entgrenzte und prekäre Arbeit», «Organisation von Arbeit», «Musealisierung von Arbeit», «Musse, Balance und Glück» und «Erwartungen und Zukunft».

Im ersten Teil, «Entgrenzte und prekäre Arbeit», macht Lina Franken den Anfang mit einem Beitrag über Entgrenzungsprozesse im Berufsfeld LehrerIn. Franken zeigt auf, wie LehrerInnen im Rahmen einer stark abgesicherten, nicht-prekären Beschäftigung unterschiedlich mit den an sie gestellten Anforderungen umgehen und dabei über das Mass an Entgrenzung wie auch über ihr kreatives Engagement im Beruf selbst entscheiden. Dabei entwickeln die in ihrer beruflichen Absicherung privilegierten AkteurInnen im Spannungsfeld zwischen individuellen Idealvorstellungen und vorhandenen Ressourcen sowie gesellschaftlichen Normen, staatlichen Regulationen und gesetzlichen Vorgaben unterschiedliche Strategien aus, die einen Mittelweg darstellen und sich am persönlichen Interesse der Lehrkraft sowie pragmatisch an Vorwissen und Vorarbeiten orientieren (S. 40).

Eine andere Form der Privilegierung greift Linda M. Mülli auf. Die Autorin verdeutlicht, dass eine zunehmende Prekarisierung nicht nur auf gesellschaftlich schwache Gruppen, sondern ebenso auf privilegierte AkteurInnen zutreffen kann. Privilegierung in Verschränkung mit Prekarisierung zeigt vielmehr ein Spannungsfeld der sozialen Praktiken, Diskurse und insbesondere der Subjektivierungsmechanismen rund um das prekarierte Arbeiten im UN-Kontext auf (S. 62). Mülli stellt dar, dass junge ArbeitnehmerInnen in den Vereinten Nationen prekäre Beschäftigungen in Kauf nehmen in der Hoffnung, eine gut bezahlte Stelle in der internationalen Organisation zu erreichen. Durch diese Form privilegierter Prekarisierung sind diese Stellen von vornherein nur Gruppen mit hohem sozioökonomischem Kapital zugänglich (S. 62).

Mit einer etwas anderen Ausrichtung von Entgrenzung und Prekarisierung beschäftigt sich Judith Schmidt. Die Autorin zeigt entlang ihrer Dissertationsforschung

die Kalkulationswelten von LandwirtInnen und ArbeitnehmerInnen auf, die von inneren und äusseren Faktoren, enormem Druck, Verlustängsten, Risikoabwägung, Gewinnoptimierung oder emotionalen und wirtschaftlichen Motiven geprägt sind (S. 70). Der Beitrag zeigt auf, wie LandwirtInnen und migrantische Saisonarbeitskräfte kalkulieren müssen und dabei auf unterschiedlichen Formen des Wissens zurückgreifen, um Risiken abzuwägen und diese auszuhandeln. Einerseits geht es seitens der LandwirtInnen darum, den Ertrag zu kalkulieren und zu planen, der mit klimatischen Bedingungen, Mindestlohnverordnungen und der Marktsituation zusammenhängt, andererseits aufseiten der SaisonarbeiterInnen um den zu erwartenden Lohn in Abwägung gegen die Reise- und Aufenthaltskosten und die Entbehrungen infolge der Abwesenheit von der Familie.

Der zweite Teil des Bandes, «Organisation von Arbeit», zentriert Fragen zu Organisationsformen und Veränderungsprozessen von Arbeitskulturen. Michael Maile thematisiert die Praktiken und Inhalte des «change management». Über narrative Interviews erarbeitet Maile die Positionierungen, Involviertheit und Gestaltungsoptionen von Führungskräften mit Schwerpunkt auf der prozessualen Transformation von Arbeitskulturen sowie den Deutungen, Intentionen und Handlungen der AkteurInnen (S. 106). Insbesondere geht es ihm um die Perspektive der Führungskräfte, ihre Gestaltung von Veränderungsprozessen und das Spannungsverhältnis zwischen eigenem Veränderungswillen und den Vorstellungen der betroffenen MitarbeiterInnen. Sein Beitrag zeigt einen reflektierten Umgang der AkteurInnen mit tradierten Ordnungen sowie die Vorbereitung von neuen Ordnungen im Arbeitsumfeld. Mailes Forschung gibt dabei Einblicke in die Kulturen der Transformation der Arbeitswelten, offenbart aber

auch die individuellen Anstrengungen der Selbstoptimierung und Selbststeuerung der beforschten Führungskräfte (S. 106).

Auf eine andere Perspektive der Arbeitsorganisation verweist Roman Tischberger in seinem Beitrag. Tischberger zeigt auf, wie SoftwareprogrammiererInnen mit der Alltäglichkeit von Fehlern umgehen und wie diese die Praxis der Softwarearbeit prägt (S. 125). Bei diesem Umgang spielen sowohl individuelle Interpretationen, die Möglichkeiten und Funktionsweisen der Software wie auch die betriebliche Arbeitsorganisation eine Rolle bei der Entwicklung von Strategien, die Fehler zwar als Makel definieren, aber bei der Verhandlung von Konzepten der Fehlervermeidung unterstützen. Dabei handelt es sich laut Maile um den Versuch, den Dualismus zwischen Unerwünschtheit von Fehlern und Allgegenwärtigkeit aufzulösen, indem Strategien angewendet werden, die diese Fehler positiv wenden und kultivieren (S. 125).

Der Beitrag über logistische Arbeitsorganisation von Clément Barbier und Cécile Cuny zeigt Effekte der veränderten Organisationsformen für die Logistikbranche. In einem deutsch-französischen Vergleich kontrastieren die AutorInnen sowohl die Rahmenbedingungen der Arbeit in Lagerhallen wie auch die subjektiven und kritischen Deutungen von ArbeiterInnen und deren individuellen Widerstandstrategien (S. 148). Prekarität wird dabei als eigene Logik der Arbeitsorganisation definiert (S. 147). Diese Gegenüberstellung macht einerseits deutlich, wie verschieden prekäre und flexible Arbeitsverhältnisse gedacht werden, unter anderem als Spannungsfeld zwischen Arbeitslosigkeit und begrenzten Arbeitsverhältnissen, als Kontrast zu stabilen Arbeitsverhältnissen, als bestimmte Wahl oder als Notsituation. Andererseits stellen Barbier und Cuny fest, dass es ähnliche Deutungsmuster in Deutschland und Frankreich gibt (S. 148).

Der dritte Teil des Bandes beschäftigt sich mit der «Musealisierung von Arbeit». Zwei Beiträge stellen Museumsprojekte und damit historische Perspektiven auf Arbeit ins Zentrum. Nathalie Feldmann, Ophelia Gartzke, Katharina Löw, Catharina Rische und Tim Schaffarczik berichten über ein gemeinsames Ausstellungsprojekt in Waldenbuch und Freiburg. Die Ausstellungen waren Ergebnis eines Studienprojekts zur Alltagskultur der Arbeit der empirisch-kulturwissenschaftlichen Institute in Freiburg und Tübingen. Im Mittelpunkt des Projekts stand die Vielseitigkeit von Arbeit, vor allem die verschiedenen Perspektiven auf Arbeitskulturen im Wandel. Anhand von vier Objekten beziehungsweise Inventarien aus Sammlungsbeständen aus den beiden Ausstellungen werden Deutungen des Wandels von Arbeit dargestellt (S. 154). Die AutorInnen zeigen auf, dass Arbeit den sozialen Alltag prägt und ihrerseits durch bestimmte Imaginationen, Deutungen und Bewertungen geprägt ist, Perspektiven, die auch über Zeugnisse aus alltagskulturellen Sammlungen und Archiven untersucht werden können (S. 155).

Simone Egger berichtet über das von ihr massgeblich mitgestaltete Museum Wattens in Tirol. Der Ort ist von einem ansässigen grossen österreichischen Unternehmen geprägt. Das Museum und seine neue Dauerausstellung können laut Egger als Spiegel der Alltags- und Industriegeschichte und als Ort des Wissens und des Austauschs verstanden werden, indem das Lokale als Aushängeschild dient (S. 187). Thema der Ausstellung ist der historische Alltag der Menschen in Wechselwirkung mit der Geschichte des ortsansässigen Unternehmens (S. 187). Dabei steht aber nicht nur die Musealisierung der (historischen) Arbeit im Zentrum. Analog zur Musealisierung der fordistischen Arbeit, die die soziale und kulturelle Entwicklung des Ortes massgeblich geprägt hat, wurde mit der Werkstätte Wattens ein Zentrum in

der Marktgemeinde eingerichtet, das Arbeit im postfordistischen Sinne weiterdenkt (S. 186 f.).

Das Themenfeld «Musse, Balance und Glück» ist im vierten Teil des Sammelbandes zentral. Das Spannungsverhältnis von Arbeit und Nichtarbeit thematisiert Inga Wilke am Beispiel von sogenannten Mussekursen, in denen TeilnehmerInnen sich mit Entspannungstechniken auseinandersetzen, um Überforderungen im Zusammenhang mit der Erwerbstätigkeit zu begegnen. Dabei nehmen die AkteurInnen verschiedene Abgrenzungen zwischen Musse, Freizeit und Arbeit vor. Wilke stellt dar, dass die Idee getrennter Sphären der Arbeit und der Nichtarbeit analytisch nicht haltbar ist, da in ihnen gemeinsame übergeordnete Logiken wirken. Allerdings wird die Tendenz zur Entgrenzung von Arbeit von den AkteurInnen aufgedeckt und problematisiert, indem das Bedürfnis, zwischen Arbeit und Nichtarbeit klar zu trennen, kommuniziert wird (S. 208). Musse wird dabei als Potenzial definiert, das in den von den AkteurInnen vorgenommenen Ab- und Entgrenzungen von Arbeit und Nichtarbeit analytisch greifbar wird (S. 208).

Eine weitere Form des Spannungsverhältnisses von Arbeit und Nichtarbeit beziehungsweise Arbeit und Freizeit analysiert Stefan Groth am Beispiel von Debatten über «Work-Life-Balance» im Sinne eines Selbst- und Fremdmanagements des Verhältnisses zwischen unterschiedlichen Sphären von Arbeit und Nichtarbeit und der Zugehörigkeit und Orientierung zu einer (gesellschaftlichen) Mitte (S. 226 f.). Modelle wie Teilzeit, Gleitzeit oder Home-Office-Arrangements werden in diesem Kontext einerseits als Anforderung an die ArbeitnehmerInnen definiert, mit der Beanspruchung durch das Berufsleben gut umzugehen. Andererseits werden sie als Versprechen verstanden, ein zufriedeneres und ausgeglicheneres Leben zu führen. Dabei hebt Groth hervor, dass die Analyse

bei der individuellen Deutung und subjektiven Aushandlung des Verhältnisses von Arbeit und Freizeit nicht stehen bleiben darf (S. 227). Vielmehr zeigt die skizzierte Diskussion das Autonomiepotenzial und die Heteronomiegefahr im Zusammenhang mit der Entgrenzungsdebatte und dass die individuell-narrative Konstruktion positiver Bezugnahmen auf aktuelle Phänomene diesbezüglich hinterfragt werden muss (S. 227).

Im letzten Beitrag des vierten Teils zeigen Dorothee Hemme und Ann-Kathrin Blankenberg, dass erfahrungsbasiertes Können in handwerklichen Arbeitsfeldern im Hinblick nicht nur auf technische Innovation, sondern auch auf individuelles Glück als massgeblich für die Zukunftsfähigkeit dieses Wirtschaftsbereichs angesehen werden kann (S. 244). Die Autorinnen diskutieren sowohl das subjektive Wohlbefinden mit sozialen Aspekten handwerklicher Tätigkeit als auch die materiellen Resultate der Arbeit als zusammenhängende Faktoren des Handwerksstolzes. Im Zentrum steht die Bedeutung, welche der monetäre und nichtmonetäre Wert handwerklicher Tätigkeit für das Individuum hat, und der übergeordnete volkswirtschaftliche Nutzen, der daraus gezogen werden kann (S. 243). Die Aushandlung von kreativen Lösungsansätzen, die die Langlebigkeit von handwerklichen Produkten garantiert und Zeichen für die erfolgreiche Bewältigung neuer Herausforderungen in dem sich wandelnden Berufsalltags ist, trägt, so Hemme und Blankenberg, zur Identifikation mit dem Beruf bei (S. 244).

Der letzte Teil des Sammelbandes beschäftigt sich mit Fragen zu «Erwartungen und Zukunft» von Arbeitskulturen. Manfred Seiferts Studie über die Werte von Professionals im Zuge von Bewerbungsabläufen und persönlichen Neuorientierungsprozessen entwickelt Idealtypen hinsichtlich der Wünsche und Erwartungen an eine sinnhafte und qualitätsvolle Arbeit. Der

Beitrag gibt Einblick in die Sicht jüngerer Berufstätiger auf das Themenfeld Arbeit, die sie während der Bewerbung um einen (Folge-)Arbeitsplatz in Interviews darlegten (S. 252).

Monika Litschers Studie über die Einstellungen von liechtensteinischen jungen Erwachsenen zur Arbeitswelt zeigt ähnliche Ergebnisse. Das Beispiel zeigt, wie globale Prozesse, Verflechtungen und konkrete Arbeitskulturen im Spannungsfeld von Zukunftsängsten und Bewertungen der Zukunftsfähigkeit zusammenspielen (S. 295). Fähigkeiten wie Offenheit, kritisches und vernetztes Denken, Berücksichtigung von Kontexten und Zusammenhängen, Flexibilität und Kreativität als Zeichen der Qualifikation sind in diesem Spannungsverhältnis zentral (S. 295) und zeigen auf, wie die jungen Erwachsenen nach dem Ideal einer sinnvollen und nützlichen Beschäftigung streben.

Der Band bietet eine differenzierte und durchaus diverse Annäherung an Arbeitskulturen im Spannungsfeld von Vernetzung, Entgrenzung und Prekarisierung und öffnet einen Diskussionsraum für theoretische und methodische Zugriffe auf das Thema. Zwar fokussiert ein Grossteil der Beiträge vorwiegend auf Aspekte der Entgrenzung und Prekarisierung, Vernetzung wird weniger thematisiert. Mit *Vernetzt, entgrenzt, prekär?* liegt ein lesenswerter Sammelband vor, der den Fokus auf Arbeit im Wandel und in der gesellschaftlichen Diskussion um Fragen nach Organisationsformen, Wissensaushandlung, Zukunftspraktiken und emotionalen Erwartungen und Erfahrungen erweitert, aber auch zahlreiche theoretische und thematische Impulse setzt.

VALESKA FLOR

Hinrichsen, Jan: Unsicheres Ordnen. Lawinenabwehr, Galtür 1884–2014.

Diss. Tübingen 2019. Tübingen: Mohr Siebeck, 2020, 305 S.

Was macht eine Katastrophe zu einer Katastrophe? Wie gehen Menschen mit Krisen um? Wie sind Ordnung und Bedrohung voneinander abhängig? Wie entsteht und vergeht (Un-)Sicherheit? – Diese Fragen, die angesichts der weltweiten Covid-19-Pandemie aktueller nicht sein könnten, stehen im Mittelpunkt der 2020 erschienenen Dissertation von Jan Hinrichsen. Am Beispiel der Lawinenabwehr der Tiroler Gemeinde Galtür erkundet er den Wandel der dort angewandten Sicherheitstechnologien und beschreibt, wie Wissensordnungen Katastrophen hervorbringen und wie Katastrophen Wissensordnungen bedingen. Mit kulturwissenschaftlicher Scharfsicht und einem passgenauen theoretischen Instrumentarium verfasst Hinrichsen eine wissensanthropologische Analyse, deren Aussagekraft weit über die Grenzen seines Forschungsfeldes hinausweist und gerade für die Untersuchung von Alltags in der Pandemie ein gutes begriffliches und analytisches Angebot bereithält.

Am 23. Februar 1999 riss eine Lawine in der Gemeinde Galtür 31 Menschen aus dem Leben, übersprang Geländegrenzen und Schutzvorrichtungen, zerstörte Strassen und Gebäude und brach mit den bis dato gültigen Gewohnheiten und Erfahrungen der lawinenerprobten Bewohner*innen des Ortes. Drei Ordner im Gemeindegarchiv bezeugen den Versuch, die Katastrophe rückblickend zu ordnen und sie sinnhaft in den Galtürer Alltag einzubinden. Diese drei Ordner nimmt Hinrichsen zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung: In ihnen findet sich das Erfahrungswissen, vor dessen Hintergrund sich die Katastrophe als unvorhersehbar formierte; sie enthalten ausserdem die nach der Zäsur neu ausgehandelten Umgangsformen mit der nun

anders eingeschätzten Lawinenbedrohung. Hinrichsen fragt nach «den Wechselwirkungen zwischen der Katastrophe und ihrer Verarbeitung, zwischen ihrem Wesen und dem Umgang mit ihr, zwischen der «alten Erfahrung» und deren Ungültigkeitserklärung» (S. 6) und fokussiert sowohl das Davor als auch das Danach der Katastrophe. Als empirische Basis dienen neben den im Archiv vorgefundenen Plänen, Gutachten und Dokumenten auch Interviews.

In zwei der Analyse vorgeschalteten Kapiteln widmet sich Hinrichsen vor allem der begrifflichen Schärfung seines analytischen Instrumentariums. Er orientiert sich dabei am Theorieangebot des Tübinger Sonderforschungsbereichs (SFB) 923 «Bedrohte Ordnungen», in dessen Zusammenhang die Forschung entstand. Die Begriffe und Arbeitsdefinitionen des SFB bettet der Autor in eine breitere kulturtheoretische Landschaft ein.¹⁸ In einem Überblick über Katastrophen als Gegenstände der Kulturwissenschaft (Kapitel 2) skizziert Hinrichsen den multidimensionalen Zusammenhang von Kultur – verstanden als Ordnung, die Selbstverständlichkeit erzeugt – und Katastrophe, die erst vor dem Hintergrund dieser Ordnung zur Katastrophe werden kann (S. 45 f.).¹⁹ Katastrophen perpetuieren (Neu-)Verhandlungen von Ordnungen und deuten auf deren Verwundbarkeit (S. 46). Sie sind dabei weder reine Konstrukte noch vorkulturelle Gegebenheiten, sie materialisieren sich als Zeichen *und* Zerstörung – und stellen damit Dichotomisierungen (beispielsweise von

Natur und Kultur) infrage (S. 51). Die durch Katastrophen fraglich gewordenen und neu verhandelten Ordnungen materialisieren sich beispielsweise in Sicherheitstechnologien, denen sich Hinrichsen vermittels des «Vokabular[s] der Assemblage» (S. 55) nähert (Kapitel 3). Assemblages versteht er mit Rabinow und Foucault als «fluide, dynamische und vorläufige Dispositive» (S. 62), die es ermöglichen, «Macht-Wissen-Komplexe als resolut heterogene, mithin materiell verfasste und dynamische Gefüge zu beschreiben, die in einem Wechselbezug zu historischen Problemen und momentanen Destabilisierungen stehen» (S. 71).

Basierend auf diesen Vorüberlegungen entwirft Hinrichsen eine Genealogie der Sicherheitstechnologien der Galtürer Lawinenabwehr (Kapitel 4) und zeigt auf, «welches Ensemble von Diskursen, Praktiken und Dingen die Bedrohung durch Lawinen jeweils diagnostizierbar und bearbeitbar gemacht hat» (S. 88). Anhand von drei Zeitschnitten verfolgt er den Wandel dieser Ordnungspraktiken und zeigt, wie sich der Umgang mit der Bedrohung durch Lawinen in Galtür veränderte, um zu verstehen, vor welchem Hintergrund sich die Katastrophe von 1999 formierte. Mit der Einrichtung der kaiserlich-königlichen forsttechnischen Abteilung für Wildbachverbauung im Jahr 1884 datiert der Autor einen entscheidenden Wendepunkt im Umgang mit alpinen Gefahren – nämlich deren «Verstaatlichung» (S. 97), durch die Lawinen zum «Objekt gouvernementaler Regierungspraktiken» (S. 98) werden. Im Zeitraum von 1884 bis 1935, dem ersten Zeitschnitt, richteten sich die Sicherheitstechnologien vor allem auf den Schutz einzelner Häuser und besonders exponierte Lagen. Unter dem Eindruck eines katastrophalen Lawinenabgangs in Galtür im Winter 1919 verstärkte man ab 1920 Schutzmauern und traf individuelle Vorkehrungen. Die sich so formierende «Objektschutz-Assemblage» basierte auf dem Erfahrungswissen, das

18 Zum SFB 923 siehe beispielsweise Frie, Ewald; Meier, Mischa: Aufruhr – Katastrophe – Konkurrenz – Zerfall. Bedrohte Ordnungen als Thema der Kulturwissenschaft. Tübingen 2014.

19 Siehe dazu Hinrichsen, Jan; Jöhler, Reinhard; Ratt, Sandro: Vorwort: Katastrophen/Kultur. Eine Begriffswerkstatt. In: dies. (Hg.): Katastrophen/Kultur. Beiträge zu einer interdisziplinären Begriffswerkstatt. Tübingen 2019, S. 7–10.

den Bewohner*innen von Galtür beispielsweise in Form der Lawinenchronik zur Verfügung stand, und suchte vor allem den Schaden potenzieller Lawinenabgänge zu begrenzen. Mit einem 1935 startenden Grossprojekt erweiterte sich der Fokus der Sicherheitstechnologie: Neue Schutzmassnahmen bezogen sich auf den gesamten Gemeinderaum. Hinrichsen erkennt darin ein Anzeichen für die «Vergesellschaftung» von Sicherheit, die sich nunmehr nicht nur auf Einzelne bezog, sondern sich eine Gemeinschaft zum Horizont setzte (S. 109). Im Zeitraum von 1950 bis 1980, dem zweiten Zeitschnitt, verstärkte sich diese Tendenz. Unter dem Eindruck des Lawinenwinters 1950/51 und vor dem Hintergrund des massiv ansteigenden Fremdenverkehrs richtete sich die Sicherheitstechnologie nicht mehr nur auf individuelle Schadensbegrenzung möglicher Lawinenabgänge, sondern setzte bei der Prävention von Schaden an (S. 118). Mit dem 1958 projektierten Bauvorhaben «Lawinenvorbeugung Galtür» rückte der Wald als Schutz vor Lawinen, den es selbst zu schützen galt, ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Die «Vorbeugungs-Assemblage» fokussierte vor allem eine gezielte Aufforstung und wollte damit auch die Erschliessung neuer Siedlungsgebiete und das Wachstum der Gemeinde ermöglichen. Der Wald als Schutz vor Lawinen wurde zur Existenzgrundlage von Galtür und die Sicherheitstechnologie zielte auf eine Lebensweise, die diese erhielt. Lawinengefahr wurde zu einem «Problem der Lebensweise und Kultur» (S. 130), Regieren zur «kulturellen Aufgabe» (S. 133). Der dritte Zeitschnitt von 1975 bis 1999 wird durch die Reform des Landesforstgesetzes im Jahr 1975 begrenzt, welche Gefahrenzonenpläne verordnete und damit «Gefahrenzonierung» zur neuen «Leittechnologie der Lawinensicherheit» (S. 125) machte. Die Gefahrenzonenpläne zeigten gelbe und rote Zonen, die bei potenziellen Lawinenabgängen Gefahr verhieszen und entsprechend

geschützt beziehungsweise verwaltet werden mussten. Darüber hinaus gab es nicht-markierte Zonen, über deren Gefährdung der Plan keine Aussage machte. Die Pläne basierten auf Erfahrungswissen und wissenschaftlichen Berechnungen sowie Kalkulationen und bildeten eine Raumordnung ab, die Räume nicht als sicher, sondern als mehr oder weniger unsicher konstituierte. Die Assemblage der Gefahrenzonenplanung veranschaulichte eine Ordnung von Raum und Wissen und machte diese zur Grundlage der Galtürer Lebensführung.

Die Katastrophe vom 23. Februar 1999 lag ausserhalb der «Bemessungs- und Darstellungsgrundlagen» (S. 198), wie sie etwa der Gefahrenzonenplan abbildete. Sie brach mit allen Erfahrungen und Berechnungen und erforderte nicht nur eine Revision der Wissensbestände, sondern zog eine Neuordnung des Galtürer Alltags nach sich (Kapitel 5). Hinrichsen beschreibt, wie die Katastrophe durch verschiedene Praktiken «in Ordnung» gebracht wurde und wie sich daraus eine neue Sicherheitstechnologie als «Assemblage der Unsicherheit» (S. 255) formierte: Das Ermittlungsverfahren gegen Unbekannt der Staatsanwaltschaft befasste sich mit der Vorhersehbarkeit der Katastrophe und fand letztlich keine Schuldigen, denn das Ausmass der Lawine hatte sich als nicht wissbar erwiesen. Ein neu ausgearbeiteter Katastrophenschutzplan regelt die Praxis nach dem Eintritt einer potenziellen Katastrophe, verteilt Aufgaben und Zuständigkeiten und plant die Erreichbarkeit und Versorgung aller Menschen in Galtür. Damit entwirft er «eine Ordnung, in der sich die Lawine aktualisieren kann – aber eben nicht als Katastrophe, sondern als erwartbares und regierbares Ereignis» (S. 218). Ein neu errichteter Schutzbau fungiert nicht nur als Barriere für die Schneemassen, sondern beherbergt auch das Alpinarium, ein Hybrid aus Erinnerungsstätte, Ausstellung und Forschungsinstitut, mit dem sich die Galtürer*innen

einen Raum der Selbstver(un)sicherung schufen und es gleichzeitig schafften, die Katastrophe in Wert zu setzen (S. 233). Im *Alpinarium* wird das Leben im hochalpinen Raum als Leben mit der Bedrohung durch Lawinen dargestellt und nach einer Lebensweise gefragt, die «die Verwundbarkeit der menschlichen Existenz» (S. 256) integriert. Im *Alpinarium* und durch die «Assemblage der Unsicherheit» wird der Umgang mit der Lawinengefahr endgültig zu einer Frage der Kultur: «Nach 1999 sind die Sicherheitstechnologien immer noch Technologien, aber solche der Regierung der Praktiken des Lebens, und sie zielen immer noch auf Wissen, aber auf ein anderes, kulturelles, und damit auf eines, das sich nicht gegen die Unsicherheit in Stellung bringt, sondern in dem diese Unsicherheit aufgehoben ist, ein Wissen, dessen Ort der Alltag der Gemeinde Galtür darstellt: Nach 1999 wird der Alltag der Ort der Problematisierung von Naturgefahr und zur Zielscheibe von Regierung und profunder Regulierung.» (S. 255).

Hinrichsen zeichnet den Wandel von Sicherheitstechnologien nach und zeigt die Wechselwirkung von Ordnungen und Bedrohung, Alltag und Katastrophe. Er zeigt, welche Rolle Wissen dafür spielt, wie es zustande kommt, sich materialisiert und in Ordnungen manifestiert. Er zeigt auch, dass diese Ordnungen verwundbar sind und dass es gerade ihre Verwundbarkeit ist, die sie kontingent und dynamisch macht.

Die Arbeit ist theoretisch und empirisch fundiert, argumentiert klar und birgt sowohl Erkenntnisse über die Galtürer Lawinenabwehr als auch über den Umgang mit Katastrophen und Bedrohung im Allgemeinen sowie als Gegenstand der Kulturwissenschaft. Ganz besonders in der Analyse der Genealogie der Sicherheitstechnologien entfaltet Hinrichsens Ansatz sein Potenzial in ganzer Breite, kommen empirisches Material und kulturtheoretische Rahmung zu ihrer vollen Geltung. Das Buch

ist ein guter Ausgangspunkt für weitere Erkundungen des Zusammenspiels von Ordnung und Bedrohung und bietet gerade auch für die Analyse des Alltags in der gegenwärtigen Pandemie viel Inspiration und zahlreiche Anknüpfungsmöglichkeiten.

HELEN AHNER

Imeri, Sabine: Wissenschaft in Netzwerken. Volkskundliche Arbeit in Berlin um 1900.

Diss. Universität Berlin 2015. Berlin: Panama, 2019, 424 S.

Geschichtsschreibung produziert Bilder des Vergangenen, konstruiert dabei aber immer auch Gegenwart – das ist eine Binsenwahrheit. Dass dies nicht nur für die Herstellung von historischem Wissen gilt, sondern auch für dessen Rezeption, wird beim Lesen der anregenden Studie Sabine Imeris zur volkskundlichen Arbeit in Berlin um 1900 einmal mehr bewusst. Sie eröffnet mit ihrer wissenshistorischen Perspektive gegenwärtigen Leser*innen, die selber verstrickt sind in Fragen der (digitalen) Vernetzung und von Modi der Zusammenarbeit aus dem Home-Office, erhellende Einsichten in den Netzwerkcharakter von Wissenschaft. Die Studie wurde 2015 als Dissertation an der Humboldt-Universität Berlin eingereicht und liegt nun als umfangreiche Publikation vor.

Im Zentrum der Arbeit stehen vier Vereine, die um 1900 massgeblich an der Produktion und der Zirkulation volkskundlichen Wissens in Berlin beteiligt waren: die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, der Verein des Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes, der Verein für Volkskunde sowie die Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg. Ihre Forschung möchte die Autorin jedoch explizit nicht als Vereinsgeschichten im traditionellen Sinn verstanden wissen, sondern sie will

Einblicke gewähren in die «Komplexität und die Dynamiken spezifischer, lokal kontextualisierter Akteurskonstellationen, Netzwerke und Beziehungen» inner- und ausserhalb akademischer Wissenschaftsinstitutionen (S. 8 f.). Die Studie vollzieht damit einen Perspektivenwechsel von einer wissenschaftsgeschichtlichen zu einem wissenschaftsgeschichtlichen Ansatz und trägt so zur Historisierung der gegenwärtigen «Wissengesellschaft» bei.

Für ihre Forschung hat sich Imeri durch eine sehr grosse Zahl heterogener Quellenbestände durchgearbeitet. Ihre äusserst detaillierte und mitunter «kleinteilige» (S. 25) Recherche lässt den Leser, die Leserin tief eintauchen ins Berliner volkskundliche Milieu, was es zuweilen etwas schwer macht, den Überblick zu behalten. Doch ist dieses Vorgehen Programm: Erst durch die akribische Ausbreitung konkreter Verbindungen, Orte und Ereignisse wird klar, wie vielschichtig und verästelt die Beziehungsnetze waren.

Die Arbeit Imeris ist in zwei grosse Kapitel gegliedert. Im ersten Teil stehen die beteiligten Akteure im Zentrum, wobei Imeri die einzelnen personellen Konstellationen und institutionellen Kontexte in Berlin um 1900 als spezifisches «volkskundliches Wissensmilieu» charakterisiert. Dabei zeigen sich viele der beteiligten Personen als regelrechte «Multivereinsmenschen» (S. 41), die in verschiedenen Organisationen aktiv waren und diese auch untereinander vernetzten. Entlang der vier Vereine stellt die Autorin solche Vernetzungen detailliert dar und charakterisiert jeweils zentrale Akteure. Sie macht damit ein weitverzweigtes, disziplinär und sozial heterogenes Netzwerk sichtbar. Wichtig erscheint überdies die Verortung in Berlin, da die Grossstadt als gemeinsamer Erfahrungs- und Handlungsraum fungierte.

Der zweite Teil des Buches widmet sich sodann den spezifischen Praktiken und Infrastrukturen, derer sich die Akteure

bedienten und innerhalb deren sie ihr Milieu stabilisierten. Dieser Teil entwickelt seine Argumentation nun nicht mehr entlang der Vereine, sondern zieht vier Querschnitte entlang kommunikativer Milieupraktiken. Diesen Begriff verwendet Imeri in Abgrenzung und Erweiterung der Wissenspraktiken. Sie steht damit dezidiert für ein Kommunikationsmodell ein, welches die sozialen Strukturen mitdenkt, in die Wissensproduktion und -vermittlung eingebunden sind, die diese erzeugen und tradieren.

Verhandelt werden erstens die «materiellen Bedingungen der Vereinsarbeit», worunter Imeri konkrete Orte wie Versammlungsorte und Bibliotheken subsumiert. Zudem thematisiert sie Bücher und den Umgang damit.

Zweitens beschreibt Imeri detailliert die Vereinssitzung als kommunikative Praxis mit wiederkehrenden, ritualisierten Handlungsschemen, einem ausgefeilten Apparat zur Fixierung flüchtiger kommunikativer Akte (Protokolle, Berichte etc.), zugleich aber auch als gesellige Struktur, was die Autorin letztlich zum Schluss bringt, Vereinssitzungen als Events zu charakterisieren.

Ein dritter Fokus ist auf «zirkulierende Objekte» gerichtet. Die Vereine bemühten sich, Sitzungen und Treffen interessanter, «anschaulicher» zu machen durch Vorlage, gemeinsame Diskussion und das Einholen von Expertise von Objekten beziehungsweise von Fotografien davon. Sie dienten dem Einüben eines «wissenschaftlichen Blicks» und der Schulung von spezifischen Darstellungs- und Wahrnehmungsformen, zudem ermöglichten sie partizipative Kommunikationsformen. Damit kam den Objekten stabilisierende und integrierende Funktion für das volkskundliche Wissensmilieu zu.

Schliesslich wendet sich Imeri noch einem ganz spezifischen, um 1900 sehr populären Format zu, den sogenannten

Projektionsabenden, an denen fotografische Bilder (Dias) gezeigt, kommentiert und diskutiert wurden. Sie vereinigten Wissensvermittlung und Unterhaltung und können als Orte der Medialisierung von Wissenschaft verstanden werden.

Imeris Arbeit ist eine wesentliche Stimme in der aktuellen wissenshistorischen Diskussion. Sie charakterisiert die Berliner Volkskunde um 1900 als «öffentliche Wissenschaft», die mitten in der stadtbürgerlichen Gesellschaft situiert war. Dabei überzeugt die Studie gerade deshalb, weil sie nie nur als Lokalstudie verstanden werden will, sondern als Forschung, die das regionale, lokale Setting thematisiert, um daran grundlegende Fragen nach der gesellschaftlichen Einbettung von Wissenschaft anzuschliessen. Das reicht weit über Berlin um 1900 und die Volkskunde hinaus. Deshalb ist das Buch allen zu empfehlen, die sich für aktuelle wissenshistorische Fragestellungen interessieren.

MISCHA GALLATI

Nassehi, Armin: Das grosse Nein. Eigendynamik und Tragik des gesellschaftlichen Protests.

Hamburg: Kursbuch.edition, 2. Auflage, 2020, 150 S.

Wozu Protest? «Protest löst das Bezugsproblem, Themen in der Gesellschaft sichtbar zu machen, die durch die etablierten Instanzen und ihre Verfahren zwar bearbeitet, aber letztlich nicht sichtbar gemacht werden können, beziehungsweise nach Auffassung der Protestierenden nicht genügend Aufmerksamkeit oder Durchschlagskraft erhalten. Exakt das ist die Funktion des Protests: Themen so zu setzen, dass man an ihnen nicht vorbeikommt.» (S. 81 f.) Und exakt das ist der Sound, den man aus Nassehis Bestsellern und publizistischen Beiträgen kennt, mit denen er, neben Andreas Reckwitz, zum derzeit prominen-

testen Soziologen Deutschlands geworden ist. Wobei der Vergleich mit Reckwitz nicht zuletzt deswegen bedenkenswert ist, weil beide sehr unterschiedlichen Theorieprogrammen folgen: Reckwitz einer subjektzentrierten Handlungstheorie, Nassehi einer funktionalistischen Systemtheorie.

Letzteres Theorieprogramm erklärt auch, weshalb Nassehi, anders als Reckwitz, kulturanthropologisch kaum rezipiert wird, und auch sein neues Buch, formal ein Grossessay, eher auf wenig Verständnis in einem Fach stossen wird, das eine eigene Protestforschung herausgebildet hat. Bei Nassehi gibt es entsprechend all das, was Kulturanthropolog*innen am Protest interessiert, nicht: keine politische Weltaneignung durch Praxis, kein Aufbegehren subalternen Subjekte gegen die Macht, auch keine individuellen Strategien, Utopien und Fantasien, die die Protestierenden leiten, motivieren und affizieren.

Gut systemtheoretisch sieht Nassehi Protest stattdessen, um es in dem ihm eigenen Sound zu formulieren, als Möglichkeit der Bearbeitung kommunikativer Anschlussprobleme, die sich über die Logik kommunikativer Funktionsregeln ergeben. Nassehis Buch ist entsprechend, wie übrigens all seine populäreren Texte, eine Einführung in die luhmannsche Systemtheorie. Folglich sind die bekannten Zauberformeln Luhmanns auch hier enthalten: *Gesellschaft als synchrone Unterscheidungskommunikation, funktionale Ausdifferenzierung, System-Umwelt-Differenz, Medienevolution* treten genauso auf wie die einschlägigen Lieblingswörter Bielefelder Provenienz; permanent wird etwas – vornehmlich Kommunikation – *bearbeitet, erwartet, beobachtet, entschieden, enttäuscht*. Nassehi versteht es ausgesprochen gut, diese Formeln und Begriffe so zu integrieren, dass er dem Leser, der Leserin den Eindruck vermittelt, recht schwere Theoriehappen verdauen zu müssen, Happen, die aber auf mundgerechte Art zubereitet sind.

Dies erreicht Nassehi durch pointierte Formulierungen, über die man auch deswegen gerne nachdenkt – sofern einem nicht grundsätzlich alles sauer aufstösst, was nur nach Systemtheorie riecht –, weil man sie nach einigem Rätseln doch recht bald auflöst. Etwa wenn er zu seiner Ausgangsannahme schreibt: «Kommunikation ist das Management von Nicht-Kausalität in dem Sinne, dass wir alle kausalen Bewirkungsformen eben nicht Kommunikation nennen würden.» (S. 15 f.) Oder, gleichsam als Kondensat des systemtheoretischen Katechismus: «Information selbst ist nichts anderes als Abweichung, etwas, das einen Unterschied macht, Erwartung enttäuscht oder schlicht ein Nein in die Welt bringt, wo man zuvor mit unproblematischem Anschluss gerechnet hätte.» (S. 20 f.) Woraus dann, bezogen auf sein eigentliches Thema, folgt: «Es ist das Protestpotenzial von Kommunikation, das dafür gesorgt hat, dass der kommunikative Haushalt der AfD heute als radikal gelten kann und muss, wobei der Erfolg der AfD und ihrer Begleitsemantik – oder ist sie nur die Begleitpartei einer inzwischen etablierten Semantik? – selbst wiederum Ausdruck symmetrischer Nein-Stellungnahmen ist.» (S. 60)

Nassehis Argumentation, die mit Blick auf die politische Kultur der Schweiz einen besonderen Dreh erhält, geht folgendermassen: Weil (politische) Kommunikation schnell ermüde, wenn sie nur aus Konsens bestehe, brauche sie Widerworte, Ablehnung, Negation. In politischen Entscheidungsverfahren, insbesondere in jenen, die deliberativ-konsensual ausgerichtet sind, seien solche Neinstellungnahmen indes nur sehr begrenzt möglich. Deshalb tauchten dann Akteure ausserhalb der Verfahren auf, die dieses «Nein» formulieren, was wiederum die Kommunikation innerhalb der Verfahren antreibe. Liest man dies so, dann ist das Argument weder besonders neu noch besonders ambitioniert: Die AfD sei, befeuert von Pegida-Protesten als Pro-

testpartei demnach entstanden, weil keine Oppositionspartei im deutschen Bundestag die Flüchtlingspolitik der schwarz-roten Koalition entschieden abgelehnt habe; und deswegen habe sich auch Fridays-for-Future gegründet, neben dem Rechtspopulismus Nassehis zweites Beispiel, an dem er seine Überlegungen darlegt: Die etablierten Parteien würden klimapolitische Kompromisse schliessen, wodurch es unmöglich sei, dass ein politischer Akteur, worunter im Grunde nur Parteien fallen, entschieden «Nein» zum Klimawandel sagen könne; auch nicht die Grünen, deren Parteiräson auf dieser Position eigentlich aufbaue.

Tatsächlich erhalten diese zunächst äusserst *erwartbaren* und *enttäuschungsarmen* Erklärungen erst dadurch eine intellektuelle Flughöhe, dass Nassehi sie in seinen radikalen Systemfunktionalismus einfügt. Fridays-for-Future und Pegida – mithin alle Protestbewegungen – *bearbeiten* das beobachtungstheoretische Problem, dass die Systeme, auf denen Gesellschaft funktional aufbaue, diese Gesellschaft niemals in ihrer Gesamtheit beobachten könnten: Politik kann nur Politik sehen, Religion nur Religion, Wirtschaft nur Wirtschaft, Familie nur Familie, bis hinunter – so Luhmanns berühmtes Beispiel – zum Skatspieler, der in dem Moment aufhört, Skatspieler zu sein, in dem er andere Probleme erkennt als die drängende Frage, welches Blatt die Mitspielerin wohl auf der Hand trägt. So lautet schliesslich das systemtheoretische Ausgangsparadox: In der Moderne beginnt man überhaupt erst, die Welt als Ganzes zu beobachten, kann aber dieses Ganze nur noch als imaginäre Menge ausdifferenzierter Systeme erkennen, wodurch das Ganze seine Ganzheit verliert.

Protestbewegungen simulieren nun, folgt man Nassehi, die Möglichkeit, dass man die Welt aus einem Guss jenseits von Systemgrenzen beobachten könne: Während die Grünen im Bundestag nur im Modus Zustimmung beziehungsweise

Ablehnung operierten, etwa ob man ein Gesetz zur CO₂-Bepreisung annehme oder nicht, könne Fridays-for-Future ökologische Fragen semantisch auch *als* moralische Fragen, *als* ökonomische Fragen, *als* generationelle Fragen etc. adressieren. Protest erreiche dies durch die Kommunikation mittels «Chiffren», in denen diese *ganze* Welt zusammenfalle: «Kapitalismus», «Klima», «Volk», «Gerechtigkeit» seien, so Nassehi, deswegen in Protestbewegungen zentrale Begriffe, weil man sich über diese Begriffe integrativ auf alle gesellschaftlichen Subsysteme zugleich beziehen könne. Protest komme daher in besonderer Weise die Funktion zu, holistische Selbstbeschreibungen von Gesellschaft zu ermöglichen: Pegida und Fridays-for-Future rekurrierten weniger auf die Frage, wie Migrations- oder Klimapolitik ablaufen solle, als auf die Frage, was *wir* für eine Gesellschaft *sind* – wozu eben auch die Frage gehört, wer dieses *wir* eigentlich sei.

Daraus entstehen wiederum Feedbackeffekte in Richtung der Politik, nämlich indem erfolgreiche Proteste Entscheidungsträger*innen dazu zwingen, ihre Entscheidungen mit Blick auf die vom Protest dominant vorgebrachten Chiffren und Semantiken zu begründen. So sei es nicht möglich, Klimapolitik zu betreiben, ohne Fridays-for-Future zu beachten, noch könne Migrationspolitik nach Pegida ohne – ablehnende oder zustimmende – Auseinandersetzung mit Rechtspopulismus gestaltet werden. Politik brauche nämlich, und das ist Nassehis Pointe, den Protest und vor allem die sozialen Ganzheitsfiktionen, die Protest produziert, um operieren zu können. Schliesslich werde Politik nur so dem Anspruch gerecht, für alles verantwortlich zu sein, obgleich Politik funktional letztlich nur für Politik verantwortlich sei. Das ist die Dialektik, die Nassehi im Protest erkennt: Der Protest delegitimiert die Politik mit dem Vorwurf, nur kleinteilige Kompromisse zu machen, anstatt das

grosse Ganze zu betrachten, worauf sich Politik wiederum beziehen kann, um sich zu legitimieren, indem sie sich als für das grosse Ganze verantwortlich erklärt.

Bereits diese kurze Skizze muss Kritiker*innen der Systemtheorie in ihrem Hauptvorwurf bestätigen: Systemtheorie sei wie eine unsichtbare Hand, die alle Konflikte, alle Widersprüche, alles Chaos in ein homöostatisch perfekt ausbalanciertes Gefüge integrieren könne; mithin, so der Vorwurf weiter, meine diese ihrem Selbstanspruch nach *Supertheorie* sogar, auf alles anwendbar zu sein und alles erklären zu können. Diesen Vorwurf teilt der Rezensent zwar nicht, weil eine Theorie, die alles erklären kann – von der globalen Wirtschaftswelt über die Skatspielrunde bis hin zum Funktionieren von Gehirnströmen –, ja nicht per se schlecht sein muss. Es wäre, im Gegenteil, geradezu komisch, wenn die Leistungsfähigkeit einer Theorie darin bestehen würde, *wenig* zu erklären beziehungsweise statt im scheinbaren Chaos der Empirie eine Ordnung zu erkennen, dieses Chaos noch zu vergrössern. Liest man Nassehis Buch mit kulturalanthropologischen Augen – und einer grossen Sympathie für sein Theorieprogramm – muss man einen anderen Vorwurf geltend machen: Das Buch ist nicht geeignet, Zweifel auszuräumen, weil Nassehi zu sehr von theoretischen Setzungen ausgeht, diese aber nicht empirisch-deduktiv herleitet, was die Stärke anwendungsbezogener Systemtheorie ist – etwa in den Arbeiten von Maren Lehmann, André Kieserling und nicht zuletzt in Nassehis eigenen qualitativ-methodischen Erhebungen etwa im Feld der Medizinethik. Viel zu häufig haben Nassehis Sätze die Form eines: «Kommunikation ist dies», «Politik tut das», «Protest will jenes», ohne diese Propositionen überzeugend herzuleiten. Teilt man diese Setzungen nicht, dann fällt seine Argumentation zusammen. Gerade um argwöhnische Leser*innen, etwa kulturalanthropologische Protestfor-

scher*innen, einzuladen, wäre es hilfreich gewesen, stärker von der positiv-empirischen Protestkommunikation auszugehen, um daraus die theoretischen Annahmen zu entwickeln. Doch auch für den systemtheoretisch bereits Bekehrten ist Nassehis Buchs nicht gänzlich gelungen: Wer sich mit Systemtheorie ein wenig auskennt, wird nämlich viele der Überlegungen, die Nassehi vorträgt, aus Luhmanns *Die Politik der Gesellschaft* bereits kennen und nur wenig Neues erfahren.

Trotzdem sei das Buch empfohlen, insbesondere skeptischen Kulturanthropolog*innen. Schliesslich kann man von Nassehi eine gewisse Chuzpe, ja Selbstbewusstsein – um nicht zu sagen: Grossspurigkeit lernen, die einem Fach, das sich für die scheinbar kleinen Dinge des Alltags interessiert, mitunter nicht schaden könnte. Nassehi kennt nämlich keinen analytischen Skrupel, empirische *small sites*, etwa eine recht marginale Dresdner Montagsdemo oder ökologiebewegte Jugendliche, mit ziemlich grossen Perspektiven zusammenzubringen, wie dem Medien-, Wissens- und Institutionenumbau der Moderne, einer neuzeitlichen Ideengeschichte des Politischen oder der Phänomenologie interpersonaler Kommunikation. Nassehi betreibt diese Verknüpfungen aus Kleinem und Grossem mühelos, wie man sich dies als Kulturanthropologe wohl kaum trauen würde, weil man als solcher bereits genug damit zu tun hätte, die empirischen Daten kritisch aufzubereiten. Insofern kann man leicht die Nase rümpfen, wie beziehungsweise dass Nassehi all die auf gerade mal 160 Seiten zusammenbringt. Man kann sich auch fragen, ob das alles so aufgehe, wenn man tiefer ins empirische Material eintauchte. Und genau das war für den Rezensenten der grösste Lektüregewinn: Nassehi permanent kritische Fragen zu stellen, eigene Gegenpositionen zu formulieren, widersprechen zu wollen – dies fordert Nassehi gerade durch seine Chuzpe,

sein Selbstbewusstsein, ja, seine Grossspurigkeit heraus.

Nicht zuletzt, und damit komme ich zum Anfang der Rezension zurück, ist das Buch selbst als kulturanalytischer Gegenstand interessant, weil man sich doch fragen muss, weshalb gerade Nassehi – neben Reckwitz – mit seiner Art, Soziologie zu betreiben, derart einflussreich ist, mithin so sehr, dass er als wichtigster Vordenker eines grünen Regierungsprojekts in der Post-Merkel-Ära gilt. Dieser Frage kann an dieser Stelle nicht weiter nachgegangen werden, sollte aber bei der Lektüre des Buches unbedingt gestellt werden. In der Antwort müsste dann, um überzeugend zu sein, nicht nur starkgemacht werden, dass Nassehis selbstkritischer Liberalismus sehr gut in die Zeit passt, sondern auch, dass Nassehi es versteht, kluge und herausfordernde Bücher zu schreiben, die gerade dann besonders lohnend sind, wenn man sich über sie aufregt und ihnen widersprechen will.

SEBASTIAN DÜMLING

Mould, Tom: Overthrowing the Queen. Telling Stories of Welfare in America.

Bloomington: Indiana University Press, 2020, 384 S., Ill.

So narrativ unfertig sie oft daher kommt, ist die Sage doch wirkmächtiger als jede andere Erzählgattung der Gegenwart. Sie verdankt dies ihrer Nähe zum Gerücht, das kommunikativ besonders wendig und multimedial reist; die Sage verleiht diesem noch etwas mehr Kontur und bietet erkennbare Örtlichkeiten und verbürgende Gewährspersonen (in der Sagenforschung FOAF, von «friend of a friend», genannt), die ihren Rezipienten den Sprung von Zweifel zu Glauben (und Weiterverbreitung) erleichtern. Die letzten Jahre der medialen Auseinandersetzung um Fakten haben diese Macht besonders deutlich

gezeigt. So projizieren die übelsten, leider oft auch mächtigsten Gerüchteverbreiter gerne das Label «fake news» auf die Aufklärenden, seien es Journalist:innen oder Wissenschaftler:innen, und gewinnen damit noch mehr Aufmerksamkeit für ihre verunsichernden Geschichten – und gleichzeitig sind die Aufklärenden selbst gelegentlich nicht gefeit gegen die Überzeugungsschleifen einer guten Geschichte. Auch Letzteres verfolgt der amerikanische Erzählforscher Tom Mould in seinem jüngsten Buch *Overthrowing the Queen*, worin er einen Sagenkomplex bis zu seiner letzten Konsequenz durchleuchtet: die Figur der schwarzen Sozialhilfebetrügerin, deren narrative Genese und Verankerung im Land der unbegrenzten Möglichkeiten (für nur eine begrenzte Anzahl von Menschen), deren Einfluss auf und Widersprüche in der Sozialhilfegesetzgebung und Verarbeitung in der Lebenswelt sowohl von Wohlfahrtsempfänger:innen wie Angestellten von Wohlfahrtseinrichtungen, und die Notwendigkeit, diesem Narrativ ein Ende zu bereiten.

Die Geschichte der «Welfare Queen» wurde in verschiedenen Permutationen vom Hollywood-Schauspieler und späteren US-Präsidenten Ronald Reagan sehr effektiv zurechtgeschneidert für verschiedene politische Kampagnen. In einer Rede zeichnete er das Bild einer Frau, die über mehrere Sozialversicherungsnummern und Namen und verstorbene Ehemänner massiven Wohlfahrtsbetrug betreibt – Veteranenwitwenrente, Essensmarken, Gesundheitsversorgung etc., was alles zu einem steuerfreien Einkommen von über 150 000 Dollar beitrage (S. 43). Reagan hat eine Sage dieser Art von den frühen 1960er-Jahren bis zu seiner Präsidentschaft 1980–1988 eingesetzt. Während dieser Zeit wurde die Sage mit weiteren Motiven, die gesellschaftlich dicht zirkulier(t)en, angereichert. Der narrative «Erfolg» der Sozialhilfekönigin ist kein rein US-ameri-

kanisches Phänomen und deshalb lohnt die Lektüre dieses Buches: Auch in europäischen Gesellschaften grassiert der stete Verdacht, dass Arbeitslose, Geringverdienende, Flüchtende und andere Menschen in Not das «System» ruchlos ausnutzen würden. Diese Sagen sind manchen Steuerzahlenden, insbesondere jenen, die selbst nicht zu den Grossverdiener:innen gehören, willkommene, gar einleuchtende Legitimation ihrer Unzufriedenheit im eigenen Daseinskampf. Die Frustration, dass man sich selbst manches immer noch nicht leisten kann, schürt den Glauben, dass andere mit unlauteren Mitteln zu beeindruckenden Autos und Pelzmänteln gekommen seien. Auch dass ein Topverdiener wie Reagan solches Erzählmaterial nutzte, um die Solidarität unter Menschen niedriger ökonomischer Lage zu brechen, ist eine politisch weitverbreitete Taktik. Reagans Pressesprecher gab sogar zu, dass die Geschichten nicht wahr seien, aber dass sie das auch nicht zu sein bräuchten, solange die symbolische Wahrheit nicht anfechtbar sei (S. 245). Diese fatalen Mechanismen aus der Perspektive der Erzählforschung zu betrachten und fruchtbar zu machen für den gesellschaftspolitischen Diskurs, ist das Verdienst des vorliegenden Buches.

Nicht nur unterhaltsame Sammlungen moderner Sagentexte, sondern auch beeindruckende Analysen moderner Sagen in ihrer techno- und ethnophoben bis rassistischen und Diskriminierung schürenden Auswirkung sind seit den frühen 1990er-Jahren von Erzählforscher:innen vorgelegt worden, Gary Alan Fine, Patricia Turner, Diane Goldstein oder Andrea Kitta gehören unter anderen zu den amerikanischen Beispielen. Was Tom Mould, welcher Kulturanthropologie und Folklore an der Butler University in Indianapolis unterrichtet, auszeichnet, ist die Ausweitung der Fragestellung auf die gesamtgesellschaftliche und politische Wirkung sagenhafter Geschichten und seine Bemühung darum,

Strategien zu entwickeln, um sie zu bekämpfen. Sein in vier Teile gegliedertes Buch wechselt die Perspektive zwischen öffentlichem Diskurs und erzählender Erfahrung und Dynamik und rückt sie einander immer näher. So lässt sich auch zeigen, wie dicht verschränkt die Seiten sind und wie schwer es ist, die zur Sage verdichteten Halbwahrheiten über gelebte Armut und Notlagen aus dem politisch-moralischen Diskurs zu entfernen und gleichzeitig die politisch-moralische Notwendigkeit, in einem gesellschaftlichen Ganzen Notleidende zu unterstützen, anzuerkennen. Der erste Teil erklärt unter anderem das (eigentlich dürftige) amerikanische Wohlfahrtssystem in seinen vielen unterschiedlichen Programmen und Akronymen, gestützt von Statistiken, die bereits verdeutlichen, wie stereotype Wahrnehmungen durch Zahlen hinterfragt werden können. In diesem Teil hebt Mould hervor, was die erzählforschende Fokussierung auf Genres an analytischem Gewinn bringt in einem sozialwissenschaftlichen Feld, wo der Begriff des Narrativs heute undifferenziert genutzt wird. «For some social scientists», so Mould, «narrative analysis need not be grounded in specific past events but instead [they] can find actors, settings, complications, and resolutions in ideology rather than action» (S. 33). Für die kulturanthropologische Erzählforschung dagegen sind Erzählende und deren Positionalität, Erzählsituationen und Medium zentral, ebenso wie deren Wahl von Erzählgenres: «Form impacts function and vice versa. It is the formal qualities of narrative that makes it so compelling, recognizable, and memorable and provide clear boundaries so it can be decontextualized from one setting and retold in another.» (S. 33 f.) Diesen Ansatz und seine Werkzeuge für eine breitere (und auch studentische) Leserschaft zu verdeutlichen und ihn mit weiteren wissenschaftlichen Nutzungen des Narrativbegriffs zusammenzuführen, ist

eine gewinnbringende Stärkung des Ansatzes für interdisziplinäre Zusammenarbeit ebenso wie politische Aufklärung.

Hierzu gehört auch das feldforschende Interview, das ein wesentliches Standbein der genutzten Methodik darstellt und es Mould erlaubt, weit über agententypische Erzählfragmente hinauszugehen. Die Ergebnisse hiervon werden im zweiten Teil fruchtbar gemacht. Gemeinsam mit Studierenden hat Mould zwischen 2012 und 2016 über 150 Gewährspersonen interviewt, die meist temporär von dieser oder jener Form von Sozialhilfe abhängig waren oder die als Angestellte oder Betreuende Wohlfahrtsfälle unterschiedlichster Art begleiten. Zugang und Vertrauen der Gewährspersonen wurde dadurch gewonnen, dass das Projekt gemeinsam mit Akteur:innen in öffentlichen und privaten Wohlfahrtsinstitutionen – von Gratikliniken, öffentlichen Wohnbauverwaltungen bis zu kirchlichen Wohlfahrtsorganisationen – Kontakte aufbauen konnte. Diesen Institutionen lag gleichermaßen daran, die Sagen über die «Welfare Queen» auszuhebeln und die Alltagsproblematiken ebenso wie die tatsächlichen sozialstatistischen Fakten dargestellt zu sehen. So wurde es möglich, ausführliche Gespräche mit Menschen zu führen, die das Stigma erfahren, meist temporär auf Arbeitslosengeld, Essensmarken, unterschiedlichste Hilfsversicherungen und Ähnliches zugreifen zu müssen, und dies oft über lange Zeit nicht tun, um nicht stigmatisiert zu werden. Durch Elternschaft, Krankheit und vor allem Arbeitsverlust müssen sie sich dann doch in die Warteschlange vor Sozialämtern eingliedern, und im Rückblick wiegt oft das Stigma – verstärkt nicht zuletzt durch die eigene Vertrautheit mit «Welfare Queen»-Sagenmotiven – genauso schwer wie die Notlage. Diese persönlichen Alltagsgeschichten sind die zweite Erzählgattung, die das Buch analysiert. Der dritte Teil untersucht wiederum Geschichten und andere Vermittlungsformen wie Car-

toons und Wahlwerbung im öffentlichen Bereich, die in oft gegensätzlicher Weise Unterstützung aus der öffentlichen Hand und deren Empfängerinnen thematisieren. Wie tief angelegt auch die Zeitungs- und Social-Media-Recherche ist, sei hier nur erwähnt – sie gehört zu der hier praktizierten holistischen Sagenanalyse, die, gerade was die digitale Verbreitung betrifft, auch eine empirische Herausforderung darstellt. Der vierte Teil verdeutlicht erneut den erzählforschenden Beitrag der Studie, diesmal im interpretierenden statt formalen Sinn. Besonders beeindruckt das Kapitel «Truth and Doubt in Contemporary Legend». Hier schlägt Mould vor, statt die Überzeugungsarbeit für die Wahrheit einer Sage, wie Erzähler:innen dies oft praktizieren, zu fokussieren, die Zweifel in den Blick zu nehmen, die seitens der Rezipient:innen generiert werden (S. 246). Sagen(weiter) erzählende haben oft wenig Hemmung, aus einer FOAF-Geschichte, eine ISIM-(I-saw-it-myself-)Geschichte zu machen, gerade weil dieser generische Wechsel vom «Fabulat» zum «Memorat» nicht nur performativ wahrhaftiger klingt, sondern auch weil der Inhalt kongruent ist mit der eigenen Weltansicht, in diesem Fall was die Wohlfahrtsleistungsproblematik und den Sozialhilfeschwindel betrifft. Mould legt diese konversationelle Erzähldynamik offen, auch um auf eines der wenigen Scharniere hinzuwirken, die einem Zuhörenden Gelegenheit geben, Zweifel zu äussern. Wird aus einer ISIM- wieder eine FOAF-Geschichte, ergibt sich Diskussionsraum, in welchem die stereotypen Motive, aus welchen sich Sagen um Wohlfahrtsschwindel speisen, zu durchleuchten. Eine aktive Bekämpfung von schädigenden Sagen wird zumindest im Bereich von Industriesagen seitens der betroffenen Konzerne betrieben; Mould sieht darin eine Möglichkeit, dem Sagenkomplex der Sozialhilfekönigin entgegenzuwirken – wiewohl er die quecksilbrige Qualität, das Entgleiten der Erzähl-

hoheit gerade bei Sagenstoffen sieht und im vorliegenden Werk überzeugend darstellt.

Moulds Anliegen ist eine offene statt einer narrativ-ablenkenden, unterhaltenden Auseinandersetzung um Sozialhilfe und deren Verankerung in der Demokratie. Die analysierten Sagen ebenso wie die Alltagsgeschichten der Interviewten, die hier verwoben werden, kreisen um Fragen, die jede Gesellschaft und jedes gewählte Parlament immer wieder aufs Neue diskutieren müssen (gelistet wird hier die amerikanische Variante auf S. 20). Sozialhilfebetrugsgeschichten als Sagen zu entlarven – selbst oder gerade wenn sie von einem Präsidenten propagiert werden – und an ihre Seite die Lebenserfahrung und den Kampf gegen Stigma von zeitweiligen Sozialhilfeempfänger:innen zu stellen, ist eine lohnende, wenn auch mühselige Arbeit. Im medial verdichteten Erzählgewebe der Gegenwart reisen Sagen nach wie vor geschmeidiger. Aber der Aufwand, sie zu hinterfragen, lohnt.

REGINA F. BENDIX

Clalüna-Zbinden, Ruth und Peter Zbinden (Hg.): Photo Zbinden. Drei Generationen Fotografie in Schwarzenburg, 1916–2016.

Bern: Stämpfli, 2019. 176 S., Ill.

Das grossformatige Fotobuch zeigt die 100-jährige Geschichte einer Fotografendynastie, die das Leben in und um Schwarzenburg, Kanton Bern, im 20. Jahrhundert festhielt und deren Name Zbinden auch nach der Aufgabe des Geschäfts weiterlebt. Der Fundus umfasst rund eine halbe Million Fotografien, Filme und Abzüge und soll aus dem Fotohaus an der Thunstrasse von Schwarzenburg ins Staatsarchiv nach Bern transferiert werden. Bei den Vorbereitungen dieser Übergabe entstand die Idee, diesen Schatz der Region zugänglich zu machen, schliesslich waren die Bilder Zeitzeugen der BewohnerInnen von Schwar-

zenburg und der umliegenden Dörfer. Daniel Jaun von der Stiftung Schloss Schwarzenburg, grosszügige SponsorInnen und die Fotohistorikerin Nora Mathys ermöglichten 2018 die Ausstellung «Archiv Photo Zbinden». Ruth Clalüna-Zbinden und ihr Bruder Peter wählten zweihundert aussagekräftige und repräsentative Fotos aus, ordneten sie sowohl chronologisch als auch thematisch und haben damit die Kulturgeschichte von Schwarzenburg in unser Bewusstsein gerückt. Übrigens wurde die Dissertation von Nora Mathys 2014 im SAVk, Nr. 1, rezensiert.

Das Erinnerungswerk ist kein Katalog der Ausstellung – die Initianten führten die interessierten BesucherInnen persönlich durch die Ausstellung –, sondern eine liebevolle Hommage der dritten Generation an die Vorgänger. Rudolf Zbinden gründete zusammen mit seiner Frau Lisi 1916 das Geschäft in Schwarzenburg. Ein Selbstporträt zeigt das Paar, das viel Energie ausstrahlt. Die Tuberkulose suchte die Familie heim, und Rudolf starb in jungen Jahren. Seine Witwe führte das Geschäft weiter, 1934 übernahm der jüngere Bruder, Robert Zbinden, den Fotohandel. Er hatte seine Lehre bei Rudolf gemacht, da es an Lehrstellen mangelte. Er baute nun seine Arbeit als Fotograf aus. An der Thunstrasse richtete er ein Fotoatelier ein. Buch und Ausstellung zeigen sehr schön, wie er es verstand, die Menschen von Schwarzenburg und Umgebung lebensnah zu porträtieren. Die Themen reichten von der Geburt bis zum Tod und erfassten jeden Einzelnen. Natürlich ging es um Auftragsarbeiten, aber er war auch interessiert an der Arbeitswelt, am Gewerbe, an Freizeitbeschäftigungen im Rahmen von Vereinen, an kirchlichen und anderen festlichen Anlässen, überhaupt am Leben auf dem Dorf. Seine Preise waren im Übrigen recht bescheiden. Aus eigenem Antrieb machte er auch Serien, die er zu Reportagen verarbeitete und an Zeitschriften als journalistische Beiträge

und Berichte verkaufte. Nach seinem Tod 1963 übernahmen seine Kinder Peter und die um sieben jüngere Ruth das Geschäft. Sie hatten beide im Ausland studiert, die Welt gesehen, und sie verwandelten das Fotoatelier in ein Fotostudio. Ihr Anspruch an die ästhetische Qualität der Fotografien stieg, und es kamen neue Erwerbszweige und technisches Know-how hinzu.

Die ordnende Hand, die aus der enormen Fülle von Material ein stimmiges Porträt der hundert Jahre schuf, gehörte Ruth Clalüna-Zbinden. Der Begleittext beschränkt sich auf das Wesentliche. Doch hier und da hilft ein Kommentar zu einem Bild, es richtig einzuschätzen: ein armer Knecht, ein selbstbewusstes Trachtenmädchen, die schönsten Kühe der stolzen Grossbauern ... KonfirmandInnen, fein säuberlich getrennt in Arm und Reich, den Hinweis auf Verdingkinder, die nicht nur ärmlich gekleidet sind, sondern auch mit verhärmtten Gesichtern wie alte Frauen aussehen.

Solche Fotobücher sind wertvoll, weil sie den Alltag in all seinen Facetten als Bild festhalten und damit eine alte Zeit, die gar nicht so weit zurückliegt, dokumentieren und uns zugänglich machen. Das Gedächtnis der Bilder ist unserem Gedächtnis oft überlegen und somit eine unschätzbare Hilfe. Photo Zbinden schreibt Geschichte und ist selber zu Geschichte geworden. Schwarzenburg hat sich sehr verändert, vor allem das bäuerliche Element ist stark zurückgegangen. Die Fotografie wandelt sich mit dem Smartphone zur Momentaufnahme; diese wird ganz neu und anders eingeordnet werden müssen.

PAULA KÜNG-HEFTI

Eingesandte Bücher

- EGE, Moritz und Johannes MOSER (Hg.): Urban Ethics. Conflicts over the Good and Proper Life in Cities. London: Routledge, 2020, 304 S., Ill.
- HÄNEL, Dagmar et al. (Hg.): Planen. Hoffen. Fürchten. Zur Gegenwart der Zukunft im Alltag. Münster: Waxmann, 2021 (Bonner Beiträge zur Alltagskultur-forschung), 240 S.
- HEIMERDINGER, Timo und Markus TAUSCHEK (Hg.): Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch. Münster: UTB, Waxmann 2020, 554 S., Ill.
- JOACHIM, Valerie: Care. Macht. Arbeit. Lebenswelten von Alleinerziehenden. Campus, 2020 (Arbeit und Alltag). 314 S.
- LAUTERBACH, Burkhard: Die Ferien sind vorbei. Überlegungen zur Kulturanalyse touristischer Reisefolgen. Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann, 2021 (Kulturtransfer – Alltagskulturelle Beiträge 11), 301 S.
- MAY, Sarah (Hg.): Alltag findet Stadt. Münster: Waxmann, 2020 (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie, Sonderband 4), 176 S., Ill.
- MOULD, Tom: Overthrowing the Queen. Telling Stories of Welfare in America. Bloomington: Indiana University Press, 2020, 384 S., Ill.
- SIMON, Michael (Hg.): Audiovisionen des Alltags. Quellenwert und mediale Weiternutzung. Münster: Waxmann, 2020 (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde 20), 187 S.
- UHLIG, Mirko und Dominique CONTE (Hg.): Recht gläubig? Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf das Verhältnis von Religion und rechtlicher Normierung im Alltag. Münster: Waxmann, 2020 (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde 19), 186 S.
- VEX LEG XI CPF und Claudia MAGERL (Hg.): Das Schwert von Vindonissa. Honestus – Die Geschichte eines Legionärs. Baden: hier + jetzt, 2020, 164 S., Ill.
- WILKE, Inga et al. (Hg.): Produktive Unproduktivität. Zum Verhältnis von Arbeit und Muße. Tübingen: Mohr Siebeck (Otium. Studien zur Theorie und Kulturgeschichte der Muße 14), 314 S.

Stand, 28. Februar 2021